

Sonntagsgruß

Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Gießen

Nr. 36 Gießen, Sonntag, 14. nach Trinitatis, den 19. September 1917 6. Jahrg.

Barmherzigkeit.

Evangelium des Lukas 10, 39. So gehe hin und tue desgleichen.

Es gibt Christen, welche das Evangelium vom barmherzigen Samariter für das bedeutungsvollste Stück des ganzen neuen Testaments halten. Sie haben insofern recht, als Jesus tatsächlich durch die Erzählung dieser Geschichte die Religion der Tat, das praktische Christentum so bestimmt wie nur möglich gepredigt hat. „So gehe hin und tue desgleichen“: in diesem kurzen und deutlichen Satz faßt er die ganze Erzählung zusammen.

Wie steht es in unserer evangelischen Kirche mit diesem Christentum der Tat? Nun, da haben wir wohl vielfach Gott zu danken für manche Aeußerungen werktätiger Liebe. Es sei hier erinnert an die Arbeiten der inneren Mission, dieses Kleinodes unserer evangelischen Kirche, wie man sie vielfach genannt hat, und die Missionsarbeit unter den Heiden schließt ebenso eine gewaltige Fülle aufopfernder und entzungsvoller Liebe in sich. Darüber darf sich jeder, der seinen Heiland lieb hat, so recht von ganzem Herzen freuen. Aber er soll sich nicht dabei beruhigen. Immer und immer wieder müssen wir uns persönlich die Frage vorlegen: was habe ich getan und was kann ich noch weiter tun, um diesem Gebot meines Heilands nachzukommen? Gelegenheit zur Barmherzigkeit hat jeder Christ, gerade auch in den kleinsten Verhältnissen. Es genügt nicht — ja, es kann sogar gefährlich werden — wenn wir uns an Worten und Gefühlen berauschen. Die Hauptsache bleibt die selbstlose Tat. Daraus soll die Geschichte vom barmherzigen Samariter uns zu ernster Selbstprüfung dienen und die Aufforderung Jesu uns in den Herzen brennen: „So gehe hin und tue desgleichen!“

Wir sehen jetzt im Krieg, wie das bloße Namenschristentum elend zusammengebrochen ist. Nun gibt es aber viele, die den Schein mit dem Kern der Sache verwechseln, aus Dummheit oder Bosheit; meistens wirkt beides zusammen. Um so mehr haben lebendige Christen die selbstverständliche schöne Pflicht, Samariterdienst und Samariterdienst zu üben. Jetzt und ebenso nach dem Kriege. An diesem Tatbeweis des Christentums werden die Angriffe der Gegner zerschellen.

Geschichtliches zu Luthers Trutzlied „Ein feste Burg“.

Wieviel Unvergängliches gibt es doch im Vergänglichen! Wie bewahrt sich, daß der Geist über Raum und Zeit erhaben! Aus schier sagenhaften Tagen klingen immer wieder wie ein neues Lied zur Harfe die Gesänge eines Homer, die Psalmen eines David! Die Pracht des alten Hellas ist längst dahin! Und doch weckt der Künstlergriffel eines Phidias noch bis zur Stunde tausend neue Talente! In einer begnadeten Stunde vor Jahrhunderten schier aus geheimnisvollem Dunkel entstanden, können ein paar kurze Verse Millionen in den Entscheidungstunden ihres Seins zu lichtester Begeisterung entflammen, selbst heißen Schlachten schlagen und Siege erringen. Dafür zeugt im gegenwärtigen Weltkrieg auch Luthers „Eine feste Burg ist unser Gott“, das eine geradezu ungeahnte Auferstehung in der Seele des gesamten Volkes gefunden hat! Solche Macht über die Gemüter kommt nicht von ungefähr. Hinter kurzen Zeiten verbirgt sich dann besonderer Feuergeist, der einst aus herzerschütternden Erlebnissen, oft Weltbegegnissen sich gebär und zu Wundern des Wortes sich verdichtete.

Folgen wir heute den Spuren des Lutherischen Schutz- und Trutzliedes, so führen sie uns auf zwei bedeutungsvolle Augustdaten seiner Zeit zurück: den Abschluß des ersten Reichstags zu Speyer am 27. August 1526 und den Märtyrertod des Pfarrers Leonhard Kaiser am 16. August 1527. — Ungeheure Stürme durchbrausten damals Europas Gefilde, die in mancher Beziehung an unsere unmittelbare Gegenwart gemahnen. Deutschland zitterte unter den Erschütterungen der Reformation. Der Ausgang des 2. Nürnberger Reichstags 1524 befriedigte keine Seite. Die Stände hatten sich schließlich dahin geeinigt, dem Wormser Edikte „so viel ihnen möglich (?) gehorsamlich zu gehorchen und nachzukommen“. Bis eine „gemeine Versammlung deutscher Nation“ zusammentrete, sollte „das heilige Evangelium und Gottes Wort nach rechtem, wahren Verstande und der Auslegung der von gemeiner Kirche angenommenen Lehren ohne Aufruhr und Mergerniß gepredigt werden.“ Der Kaiser war über das Ergebnis empört und erklärte in seinem Schreiben u. a. Luther für einen Anchristen und Unmenschen, einen Verführer wie Mahomet, und forderte strenge Befol-

gung seiner Befehle, zumal des Ediktes von Worms. Luther seinerseits druckte das Wormser Edikt und nun das Nürnberger zusammen ab und schrieb darüber, jeder Halbsheit abhold: „Zwei kaiserliche uneinige und widerwärtige Gebote, den Luther betreffend.“ — In Süddeutschland bildete sich nun seit dem Juni 1524 ein katholischer Fürstenbund, der „Regensburger Konvent“, unter dem Vorsitz des päpstlichen Legaten Campeggio, dem gegenüber die evangelischen Fürsten, obenan Landgraf Philipp von Hessen und Kurfürst Johann, am 4. Mai 1526 das „Torgauer Bündnis“ schlossen und in Süddeutschland die großen freien evangelischen Reichsstädte sich ebenfalls verbündeten. So war das deutsche Reich in zwei Lager geteilt, als am 25. Juni 1526 zu Speyer der Reichstag zusammentrat. Bemerkenswerterweise waren aber selbst hier viele katholische Stände mit den evangelischen darin einig, daß vor allen Dingen die schweren Mißbräuche in der Kirche abgestellt werden müßten. Bereits hatte eine gemeinsame Kommission beschlossen, die Priesterehe und den Laienfeld zu empfehlen, auch die Privatmesse abzuschaffen. Da erhoben plötzlich des Kaisers Vertreter energischen Protest. Man müsse beim Wormser Edikt, der Acht gegen Luther und seine Anhänger, verbleiben. Durch das alles machten die Sturmereignisse auf dem Welttheater einen neuen Strich. Franz I. von Frankreich erklärte dem Kaiser abermals den Krieg, und der neue Papst Clemens VII. ward des Franzosen engster Bundesgenosse trotz Karls V. Eifer für den katholischen Glauben. Aber dem Papst war des Kaisers politische Macht zu groß geworden; er zitterte für seinen Kirchenstaat und Italiens Unabhängigkeit, und so ward am 22. Mai „die heilige Liga“ zu Cognac geschlossen, der auch Heinrich VIII. von England beitrug. Jetzt oder nie brauchte Karl die Hilfe der Deutschen, zumal gleichzeitig die Türken Ungarn zu vernichten drohten; die Hilfe auch der evangelischen Stände, die sich inzwischen in dem sog. „Verständnis für den Glauben“ noch enger verbündet hatten. So kam es zum denkwürdigen Reichstagsabschied vom 27. August 1526, auf dem die Reichsstände übereinkamen, „bis zur Abhaltung eines demnächstigen — allgemeinen oder deutschen — Konzils mit ihren Untertanen also zu leben, zu regieren und sich zu halten, wie ein jeder solches gegen Gott und Kaiserliche Majestät zu verantworten hoffe und vertraue.“ Jede Landesobrigkeit konnte somit nunmehr ihrer kirchlichen Ueberzeugung gemäß regieren, die evangelischen evangelisch, die katholischen katholisch; die Landeskirchen hatten Rechtsboden unter den Füßen!

Das war für die evangelischen Fürsten und Staaten natürlich großer Gewinn; aber leider benutzten die katholischen diesen „Rechtsboden“ nun um so mehr, eine grausame Verfolgung der Evangelischen in ihren

Ländern zu beginnen. In Bayern besonders nahm der Schreden furchtbare Formen an. — Auch sonst war die Lage der Lutherischen bedrängt. Von Süden war die Zwinglische Reformation im Anmarsch, und die Wiedertäufer vermehrten die Verwirrung. Die Lage spitzte sich noch gefährdender zu, als am 6. Mai 1527 deutsche und spanische kaiserliche Truppen Rom stürmten und ein derartiges Blut- und Zerstörungswerk durch Wochen anrichteten, daß die Feder es zu schildern sich sträubt. Auch der Papst mußte auf der Engelsburg bald danach kapitulieren. Karls Macht ward, zumal nachdem er auch den König Franz noch aus Haut geschlagen und gefangen gesetzt, stärker denn je zuvor. Der Friede zu Cambrai (5. August 1529) ward welthistorischer Beweis dafür.

Bei dieser Wendung der Dinge im Sommer 1527 fühlten die katholischen Fürsten in Deutschland ihre Stunde immer mehr gekommen, und ihr Wüten gegen die evangelischen Untertanen wuchs von Tag zu Tag. Bis weit über die Grenzen ihrer Länder verfolgten sie diese. Ueber Wittenberg und Luther brach noch ein besonderes Verhängnis herein. Die Pest begann in den Mauern der Stadt entsetzlich zu wüten. Wer fliehen konnte, floh; aber Luther blieb, trotzdem er selbst kurz zuvor an seinem Steinleiden aufs schwerste erkrankt war, als Held des Glaubens und der Liebe in Wittenberg und hat durch sein Beispiel viele Verzagte ausgerichtet. — Eines der bellagenswertesten Opfer ward derweil der Piarer Leonhard Kaiser (besser Kaiser) aus Weizenkirchen bei Passau. Er war aus innerer Ueberzeugung vom katholischen zum evangelischen Glauben übergetreten. Nun setzte man ihn fest. Monate lang schmachtete er im Kerker. Am 16. August 1527 mußte auch er, wie hunderte in jenen Tagen, bei Scharding den Scheiterhaufen bestiegen. Als man ihn festband, bat er das Volk, ihm Luthers Lied zu singen: „Komm, heiliger Geist, Herre Gott.“ Als das Feuer ihn umloderte, rief er laut: „Jesus, ich bin dein, mach mich selig!“ Nicht lange zuvor hatte er im Gefängnis noch einen herrlichen Trostbrief Luthers erhalten.

Unter all diesen furchtbaren Welt- und Einzelgeheulissen des Jahres 1527 raffte sich Luthers Seele zu gewaltigem Schwunge auf. Hatte er anlässlich des Märtyrertodes der beiden Jünglinge Heinrich Voß und Johann Eich, die am 1. Juli 1523 auf dem Marktplatz zu Brüssel hingerichtet wurden, ihnen seine allererste Dichtung „Ein neues Lied wir heben an“ als Grabgesang geweiht, nun stimmte er nach seiner Weise den 46. Psalm an! Und so entstand noch im Laufe des Jahres 1527 (nach Angabe des Radeschen Quellenwerkes) das Schutz- und Trutslied der evangelischen Kirche: „Ein feste Burg ist unser Gott!“, das dann wohl 1529 seine Vertonung gefunden hat. Wahrlich, auch das Lutherische Kirchenlied ist mit Blut

getauft, und aus seinen Zeilen sprühen die Feuergarben einer Welt von Krieg und Tod und Tränen.

Aus der Jugendzeit eines deutschen Mannes.

(Fortsetzung.)

Diese Methode, laufend zu galoppieren, war eine ältere Angewohnung von mir, und unbewußt begann ich oft ohne Zweck und Veranlassung fortzustürzen, bis irgend ein Umstand mich zum Stehen brachte. In Fällen, wie der eben erwähnte, hat mir das Laufen aber doch auch gute Dienste geleistet, da ich nicht leicht vor einem Bilderladen oder einem Trödelplazze mit älteren Büchern vorübergehen konnte, ohne die Bilder zu betrachten oder aus den Büchern einen Gedanken aufzuschöpfen, den ich während des Galoppierens verarbeitete. Es hat mir Mühe gekostet, mich dieser Gangart zu entwöhnen.

Es begann das Jahr 1804. Am 10. Januar hielt die neuvermählte Prinzessin Wilhelm von Preußen aus Hessen-Domburg ihren Einzug in Berlin. Unser ganzes Haus war in Bewegung, und auch ich erhielt Erlaubnis, auf eigene Hand den Einzug anzusehen. Ich beschreibe ihn nicht; denn er ist in der Zeitung nachzulesen. Aber ich befand mich mit auf der damaligen, jetzt nicht mehr vorhandenen Opernbrücke im furchtbarsten Gedränge, als dort eine Anzahl von Menschen totgedrückt und totgetreten wurden. Ich bin auf der Brücke mit den Füßen nicht auf der Erde gewesen, sondern eingekleidet von Menschen wurde ich hinübergetragen, und man hat mir bei dieser Gelegenheit mein Taschentuch gestohlen. Seit der Zeit habe ich mich gehütet, mich wieder in dichtes Volksgedränge zu wagen.

Abends saß ich und trieb Mathematik. Ich fing an, mir ein Heft der notwendigsten geometrischen Lehriätze auszuarbeiten. Doch schritt ich langsam vorwärts, weil es viele Abende gab, an denen ich nicht für mich arbeiten konnte. Das Italienische konnte ich im Winter aus Mangel an Zeit und Licht nur wenig treiben und mußte es für den Sommer aufsparen.

Bald nach Ostern erhielt ich einen Besuch: eine ehemalige Schulkameradin von mir, namens Johanna T. . . . Sie war die Tochter des herrschaftlichen Kochs in Friedland, hatte die Schule früher verlassen als ich, beschäftigte sich mit Näherei und anderen weiblichen Arbeiten für die dortigen Honoratioren und galt für ein geschicktes Mädchen. Ich hatte sie nach ihrem Austritte aus der Schule selten gesehen und sie aus den Augen verloren. Jetzt war sie Kammerjungfer auf einem adligen Gute in der Nähe von Friedland und hatte ihre Herrschaft nach Berlin begleitet, die sich hier nur einige Wochen aufhalten wollte, um dann mit ihr

weiterzureisen. Meine Mutter hatte ihr ein Schreiben mitgegeben und empfahl sie mir darin, weil sie in Berlin ganz und gar keine Bekannten hatte.

Mich überraschte der Besuch außerordentlich. Es war der erste, den ich je empfing. Das Mädchen war hübsch geworden, hatte sprechende Züge und schöne Farben, sah wie die Gesundheit selber aus, hatte etwas sehr Einnehmendes in ihrem ganzen Wesen, war gut gekleidet und benahm sich fein und angenehm. Sie war gegen mich sehr freundlich und zutraulich, und mir tat es wohl, einmal wieder ein aus früheren Zeiten bekanntes Gesicht zu sehen, das die Spielplätze meiner Jugend, das meine Eltern und meine Schwester kannte. Ich konnte mit ihr von ihnen und von vergangenen Zeiten reden; aber wir sprachen in Gegenwart meines Oheims und meiner Tante und fühlten uns beide dadurch beengt. Sie wohnte mit ihrer Herrschaft im Hotel de Brandebourg auf dem Gensdarmenmarke, war aber vor 5 Uhr nicht dienstfrei. Sie ging. Mir war seltsam zu Mute. Man denke sich die Abgeschlossenheit, in der ich lebte und gelebt hatte, meine Sehnsucht nach einem befreundeten Herzen, das mir jetzt wie ein holder Geist aus früheren lieben Tagen in Gestalt eines schönen blühenden Mädchens entgegentrat.

Es war Donnerstag gewesen. Bis zum Sonntage, wo ich sie wiedersehen sollte, war es noch lange, ach noch sehr lange! Mir schien es, als ob die Uhr niemals so langsam gegangen sei. Endlich brach der heißersehnte Sonntag an, hatte aber einen langen Vormittag. Viel hatte ich schon in Gedanken mit ihr gesprochen; es war nicht wenig, was ich ihr zu sagen, was ich sie zu fragen hoffte. Ich versuchte, die Zeit heran zu lesen; aber wenn ich die Seite heruntergelesen hatte und umschlug, wußte ich nicht, was darauf gestanden, und wenn ich dieselbe Seite nochmals las, ging es mir wieder so. Der Nachmittag war schon vorgerückt, ich nahm meinen Hut und ging; denn zu spät wollte ich nicht kommen. Als ich auf dem Gensdarmenmarke ankam, schlug es aber erst vier Uhr. Ich machte Halt und besann mich, ob ich wieder nach Hause gehen sollte. Das mochte ich nicht. Ich durchlief mehrere Straßen und wanderte endlich nach den Linden, wo ich an der Uhr der Akademie genau sehen konnte, was es an der Zeit sei; denn ich selber besaß keine Uhr. Biermal lief ich die Linden von einem Ende zum andern und zählte die Schritte, ohne zu wissen, wie viele es waren. Ich lief sehr eilig; denn nach meinem Gefühle kürzte ich die Sache dadurch ab und ärgerte mich, daß die Linden nicht länger seien, weil bei einer Tour die darauf verwendete Zeit gar zu kurz war und ich so oft umkehren mußte. Endlich ging ich nach dem Hotel und fand auf Befragen das Zimmer eine Treppe hoch.

Hannchen empfing mich sehr freundlich und war fast allein; denn nur der fünfjährige Sohn ihrer Herrschaft, den sie beaufsichtigte, leitete ihr Gesellschaft. Die Herrschaft war ins Theater gegangen, und so lange, bis diese zurückkehrte, war Hannchen frei. Ich setzte mich zu ihr auf das Sofa; der Knabe spielte im Zimmer still unher. Wir sprachen von den vergangenen Zeiten, von Bekannten und Verwandten, von sehr vielem, aber doch nicht von dem, womit ich mich in Gedanken getragen hatte. Ueberhaupt fand ich mich in ihrer Gegenwart weit ruhiger, als ich mir gedacht hatte und als ich vorher gewesen war. Die Gegenwart setzte meiner Phantasie einen Dämpfer auf. Unser Gespräch war freundlich, selbst herzlich, aber die ganze Welt hätte es hören können. Selten leistet die Wirklichkeit, was die Einbildung versprochen. Dennoch kam nach wenigen glücklichen Stunden die Zeit meines Aufbruches rascher heran, als wir beide gedacht hatten. Ich verabredete mit ihr, sie am nächsten Mittwoch, dem Bußtage, wo sie frei war, weil die Herrschaft dann nach Potsdam ging, nachmittags um 2 Uhr abzuholen, um ihr den Tiergarten und Charlottenburg zu zeigen, welche Orte sie zu sehen wünschte. Ich war ruhiger geworden. Am Mittwoch holte ich sie ab. Das Wetter war trübe und kalt. Ich führte sie durch den Tiergarten, der noch ziemlich winterlich aussah; denn wir waren im April, und die Bäume knospen erst. Dann gingen wir nach Charlottenburg und in den Schloßgarten. Wir verlebten die Stunden in froher Herzlichkeit und Fröhlichkeit. Als es dunkel zu werden anfing, fuhren wir nach Hause und gingen miteinander ins Theater, wo wir „Nathan der Weise“ sahen. Die Herrschaft wollte in der nächsten Woche abreisen, und bis dahin konnte Hannchen, wie sie mir sagte, keine Stunde über sich verfügen. Wir versprachen einander zu schreiben, und ich war genötigt, schon jetzt Abschied von ihr zu nehmen. Ich habe sie nicht wieder gesehen.

Ich wurde jetzt von einigen Hausdiensten befreit, da der Oheim endlich dahinter gekommen war, daß er meine Kräfte theilhafter benutzen könne, wenn er mich am Werkbrette beschäftigte. Dennoch blieben für mich immer noch eine gute Anzahl solcher Dienste übrig. Die Bestellungen hatten sich übrigens dermaßen vermehrt, daß außer dem vorher erwähnten zweiten Lehrburschen, dessen Vater ich noch zuweilen besuchte, endlich auch ein Geselle angenommen wurde. Einen großen Teil dieses günstigen Erfolges glaube ich mir und meiner Tätigkeit, wohl nicht mit Unrecht, zuschreiben zu dürfen; denn während der Oheim sonst nur allein arbeitete, hatten jetzt vier Menschen vollauf zu tun. Der neue Geselle aber klagte bitterlich über das schlechte Werkzeug und jene, die Ar-

beit sehr beengende Methode, alle Materialien grobchenweise zu lausen.

Wir wechselten zu Michaelis unsere Wohnung und zogen nach der Kurstraße, wo ich eine eigene Kammer zum Schlafen erhielt. Unterdessen war mein Gemüth ruhiger geworden. Die Aeußerungen meiner Mutter über Hannchen hatten viel gewirkt; schwerlich aber hätten sie das getan, wäre das schöne Kind am Orte gewesen, und hätte ich sie öfter gesehen. Die Entfernung ist ein wirksames Abkühlungsmittel. Wir schrieben uns noch von Zeit zu Zeit; aber sie lag nachher lange an einer schweren, schmerzhaften Krankheit darnieder und ich hörte nichts von ihr. Als ich dann endlich an sie schrieb und ihr Vorwürfe machte, daß sie, wie es schien, kaltsinnig gegen mich geworden sei, schrieb sie einen recht herzlichen Brief, schilderte ihre Krankheit und versicherte mich, daß sie noch immer gegen mich wie früher gesinnt sei. Damit aber hörte unser Briefwechsel auf, und ich habe nichts weiter von ihr vernommen, als daß sie einen Justizbeamten in der Neumark geheiratet habe. — Möchte ihr Wesen sein wie es wollte, eine angenehme liebe Erscheinung ist sie mir gewesen; stets habe ich mit Vergnügen an sie zurückgedacht, und so flüchtig sie mir auch vorüberging; auf mein Leben ist sie dennoch von tiefem Einflusse gewesen. Kein Mädchen hat jemals auf mich einen so überwältigenden Eindruck hervorgebracht, als sie bei ihrem ersten Besuche; allein diesem Eindrucke fehlte die Nachhaltigkeit, ob durch meine oder ihre Schuld, das wage ich nicht zu entscheiden. Ihr Andenken aber wird mir immer teuer bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Anzeigen.

Sonntag, den 9. September.
14. nach Trinitatis.

Kollekte für den Pfarrhausbau in Hammelbach.

Gottesdienst.

In der Stadtkirche. Vormittags 8 Uhr, zugleich Christenlehre für die Neukonfirmirten aus der Markusgemeinde. Pfarrer Schwabe. — Vormittags 9¹/₂ Uhr: Pfarrer Mahr. — Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Matthäusgemeinde. Pfarrer Mahr. — Mittwoch, den 12. September: Kriegsbetsstunde. Pfarrer Schwabe.

In der Johanneskirche. Vormittags 8 Uhr, zugleich Christenlehre für die Neukonfirmirten aus der Johannesgemeinde. Pfarrer Musfeld. — Vormittags 9¹/₂ Uhr: Pfarrassistent Lic. Reuning. — Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Lukasgemeinde. Pfarrassistent Lic. Reuning. — Abends 8 Uhr: Bibelbesprechung im Johannessaal.